

Ein Baby als Eintrittskarte ins Paradies

von Paulo Moura

„Sucess!“

„Wie bitte? Ich habe nach dem Namen des Babys gefragt.“ Die Frau vom Einwohnermeldeamt wirft der vor ihr sitzenden Glória einen ungeduldigen Blick zu, und diese starrt sie aus weit aufgerissenen Augen an, voller Angst, etwas Falsches zu sagen.

„Sucess“, bestätigt der Pater, der zu Glórias Unterstützung mitgekommen ist.

„Das ist ein nigerianischer Name und bedeutet 'Erfolg'.“

Zögernd trägt die Beamtin den Namen in den Vordruck ein. „Geschlecht des Kindes?“

„Weiblich.“

„Name und Alter der Mutter?“

„Glória Inflenca Ighbinosa, 25 Jahre alt.“

„Vater?“

„Jamie Inflenca Ighbinosa ...“

„Der gleiche Familienname?“

„Ja, wir sind verheiratet, also haben wir den gleichen Familiennamen.“

„Großeltern mütterlicherseits?“

Glória buchstabiert die Namen ihrer verstorbenen Eltern.

„Und jetzt die Namen der Großeltern väterlicherseits.“

Stille. Glória sieht den Pater hilfeschend an. „Die weiß sie nicht mehr. Das ist auch unwichtig, lassen Sie die Felder einfach frei“, sagt er.

Als sie ins Flüchtlingsboot stieg, hatte Glória das Gefühl, einen Berggipfel bezwungen zu haben. Das letzte Stück nach tausend unüberwindlich scheinenden Etappen. Einen Monat lang waren sie von Nigeria bis Marokko durch die Wüste gereist, auf Lastwagen und zu Fuß, von einer Grenze zur nächsten, die sie heimlich bei Nacht überqueren mussten, stets in Gefahr,

getötet oder an die vorhergehende Grenze zurückverschleppt zu werden. Und überall mussten sie die Wachen überlisten, an jeder Grenze einen furchtbaren Zoll an Geld und Unschuld entrichten. Sie waren eine Gruppe von gut zwanzig Flüchtlingen aus Côte d'Ivoire, Liberia, die meisten aber waren Nigerianer, Männer und Frauen, in die ungeheure Weite Afrikas geworfen, ihr Schicksal ungewiss, der Rückweg versperrt. Zwanzig Nomaden des Schicksals in einer Wüste fern aller Vernunft.

Tanger war das erste große Trugbild: der marokkanische Hafen, von dem aus man per Boot nach Europa gelangen konnte, in einer jener Nussschalen, die heimlich die gefährliche Meerenge von Gibraltar überqueren.

Aber Tanger erwies sich als nichts weiter als eine lange Vorhölle in unausgesprochenem Streit mit dem Himmel und unlauterem Wettbewerb mit der Hölle.

„Datum und Uhrzeit der Geburt?“

„23. Juli, vier Uhr nachmittags“, antwortet Glória, und der Pater übersetzt. „Vor zehn Tagen. Sie ist hier in Algeciras zur Welt gekommen.“

Die Beamtin vervollständigt die Anmeldung und stellt dann das Familienstammbuch aus. Dieses Dokument gewährt Sucess – und damit auch ihrer Mutter als einziger Angehöriger und Vormund des Kindes – das Bleiberecht in Spanien.

„Das wäre erledigt“, sagt der Pater. „Jetzt gehen wir zum Arzt.“ Glória steht auf, leicht schwankend wie jemand, der nach einer endlosen Seereise festen Boden betritt. „Das war's schon?“, vergewissert sie sich mit noch immer misstrauisch verzerrter Miene.

In Tanger hing sie zwei Jahre fest, erst in schäbigen illegalen Pensionen, dann in einer Wohnung, die sie für zwei Euro pro Tag mit Dutzenden anderer Nigerianer teilte, und zuletzt im Wald. Als vor gut einem Jahr die marokkanische Regierung auf Druck aus Madrid und Brüssel die Polizei verstärkt zur Jagd auf die illegalen Einwanderer aus dem subsaharischen Afrika schickte, mussten sie aus der Stadt

fliehen und einen geheimen, unbewohnten Ort finden, an dem wenigstens ihr Überleben gesichert war, wenn er ihnen auch kein Leben in Sicherheit bot. Einen unzugänglichen Ort, an dem man ohne Geld und Papiere überleben kann, ohne all das, was ein Geschöpf zum Mitglied der menschlichen Gemeinschaft macht. Einen Ort, so wild wie sie, den sie noch wilder machen und an dem sie selbst noch wilder werden würden. Einen Ort, der in Tanger im Ruf steht, verflucht zu sein: Missnana. Genauer gesagt, der Wald von Rah Rah, ein mit Pinien und Büschen bewachsener Berghang in der Gegend von Missnana.

Niemand kann sich vorstellen, was es bedeutet, Monate, ja Jahre in Missnana zu verbringen, welche Zerstörungen Missnana in einer Seele anrichten kann. Dort, in diesem Wald, in dem Tausende „Schwarze“ wie Tiere hausen, fasste Glória ihren Entschluss und setzte ihn minutiös in die Tat um. Sie lernte Jamie kennen, ließ sich von ihm schwängern und versuchte sechs Monate später, die zweitausend Euro für die Überfahrt in einem Flüchtlingsboot über die Meerenge aufzutreiben. Es war ein Wettlauf gegen die Zeit. Wenn sie in Spanien ankam, musste sie mindestens im sechsten Monat schwanger sein, aber das Baby noch nicht geboren haben. Das schaffen nicht alle, doch Glória schaffte es, knapp, aber gerade noch rechtzeitig. Nach ihren Berechnungen bestieg sie genau neun Monate, nachdem sie schwanger geworden war, das Boot.

Es ist nicht das erste Mal, dass der Arzt im Gesundheitszentrum von Algeciras vom Pater ein afrikanisches Kind gebracht bekommt. Missmutig betrachtet er die winzige Sucess, die die gleichen großen traurigen Augen hat wie ihre Mutter. Glória wird die Papiere erst am nächsten Tag erhalten, deshalb hätte sie ihre Tochter eigentlich noch gar nicht zum Impfen bringen dürfen. Der Pater behauptet allerdings, sie hätte die Papiere vergessen, und der Arzt jagt dem Kind die Spritze mit unverhohlener Brutalität in den Fuß. Sucess windet sich vor Schmerzen, ballt die schwarzen Fäustchen und weint. Glória wendet den Blick ab. Aber als wir das Sprechzimmer der Kinderärztin betreten, ist Sucess wieder in ihre übliche Lethargie verfallen.

„Sie hatte seit vier Tagen keinen Stuhlgang“, erklärt der Pater.

Die Ärztin hört das Kind ab, betrachtet es, betastet es, dann zieht sie Sucess aus und stimuliert den Anus mit einem Wattstäbchen. Nichts. Irgendetwas stimmt nicht mit dem Verdauungstrakt des Kindes.

„Das Beste wäre, sie bis zum sechsten Monat zu stillen“, erklärt die Ärztin.

„Mindestens aber bis zum dritten Monat. Und in den ersten Lebenswochen darf das Kind unter keinen Umständen etwas anderes bekommen.“

„Und warum kann ich ihr keine Babynahrung geben?“, fragt Glória, und man hört ihr die Verzweiflung an. Aber sie schwört der Ärztin, dass sie Sucess nichts anderes gefüttert hat als ihre eigene Milch.

„Das ist gelogen“, flüstert uns die Ärztin zu, die das Verhalten der Nigerianerin nicht versteht. „Das Kind ist gerade mal eine Woche alt, und schon gibt sie ihm irgendwelchen Dreck. Das ist doch kein kulturelles Problem. In ihrem Land stillen die Frauen ihre Kinder, bis die Milch versiegt. Warum tut sie das?“

Der Pater versucht zu erklären: „Sie will es machen wie ihre Freundinnen. Dort in der Unterkunft füttern alle ihre Babys mit Fertignahrung ...“

„Aber warum?“ Die Ärztin verschreibt Zäpfchen und mustert den Pater einen Augenblick lang wortlos. Glória nimmt Sucess und geht zur Tür.

„Wir waren etwa siebzig. Sie haben uns mit dem Lastwagen an einen Strand gebracht, und dort sind wir dann ins Boot gestiegen. Es war Mitternacht.“ Glória zeigt nicht die geringste Regung, als sie uns ihre Geschichte erzählt.

„Es gab Schwarze und Marokkaner. Ein paar Schwangere. Und Frauen mit Kindern. Als wir in See stachen, war die Nacht warm und ruhig, aber eine Stunde später brach ein fürchterlicher Sturm los ... Ich war verzweifelt. Wir waren mitten auf der Straße von Gibraltar. Es war pechschwarz ... Die Wellen wurden immer höher ... riesig ... sie stiegen uns über den Kopf. Der Bootsführer verlor die Kontrolle über das Boot, und wir fuhren im Kreis ... Es wurde immer schlimmer. Wir sprachen ihn an, aber er antwortete nicht. Ich war verzweifelt.

Die Frauen weinten. Man hörte nur Geschrei. Einige der Männer wollten den Bootsführer verprügeln ... Wasser drang ins Boot, und der Motor verspritzte brennendes Benzin ... Viele Leute wurden verletzt. Die Kälte war unerträglich.

Dann ging der Motor kaputt. Wir trieben hilflos mitten im Sturm. Einige hatten ein Handy und wollten um Hilfe rufen, aber das hat der Bootsführer nicht zugelassen. Er wollte nicht geschnappt werden. Ein paar Marokkaner erzählten mir, außer illegalen Einwanderern habe er noch Drogen an Bord. Wir dachten, wir müssten sterben. Das Boot war so voller Wasser, dass es fast sank. Der Wind blies unaufhörlich. Alle schrien. Ich spürte, dass das Baby gleich kommen würde, ich wusste, es würde passieren. Und gleichzeitig würde ich sterben ... Ich wusste nicht, was ich denken sollte. Ich versuchte zu beten, aber nicht einmal das schaffte ich. So trieben wir stundenlang dahin, die ganze Nacht. Dann kam der Morgen, aber der Sturm ließ nicht nach. Erst viel später gelang es dem Bootsführer, den Motor wieder anzulassen. Der Wind wurde schwächer ... Um ein Uhr mittags erreichten wir Spanien. Wir waren dreizehn Stunden auf See gewesen. Noch bevor wir am Strand waren, begann der Bootsführer, Leute ins Wasser zu werfen, schwangere Frauen, Kranke. Aber dann kam die Polizei. Die Marokkaner liefen weg, den Strand entlang. Wir Schwarzen nicht. Aber die Polizei fing alle ein, und alle wurden verhaftet. Da waren auch Leute vom Roten Kreuz am Strand, die haben sich um uns gekümmert. Sie haben mich aufs Revier gebracht und gefragt, ob ich jemanden kenne. Ich wollte ihnen den Zettel zeigen, auf dem 'Padre Pateras' stand, aber das war gar nicht nötig. Sie haben mich gleich zu Papa gebracht. Es ging mir schlecht, ich sagte ihm, ich müsse ins Krankenhaus, und er hat alles verstanden. Wir sind mit seinem Auto gefahren. Als ich ankam, hatte ich schon Wehen. Success kam noch am selben Nachmittag zur Welt.“

Der siebenundfünfzigjährige Isidoro Macías, Mönch der Franziskaner vom Weißen Kreuz, ist in ganz Afrika bekannt. In seinem Arbeitszimmer, einem schlichten Raum neben der Kapelle in der „Casa Familiar Vírgen de la Palma“, zeigt er uns mehrere Briefe, die ihn erreicht haben und auf denen als Adressat lediglich steht „Padre Pateras - Algeciras“.

„Was ich tue, kann ich nur tun, weil ich außerhalb des Gesetzes stehe. Aber wenn es schon einer tun muss, dann am besten ich“, erklärt Isidoro, dessen

Status als Mönch ihm erlaubt, sich ungestraft in einer gesetzlichen Grauzone zu bewegen. Während noch diskutiert wird, ob sein Tun legal ist oder nicht, wurde er in den letzten Monaten schon mehrmals fürs Fernsehen interviewt, hatte eine Audienz beim König und wurde von der Zeitschrift „Time“ zum „Europäischen Helden des Jahres“ gekürt.

Bis 1972 lebte Isidoro Macías in Tanger, wo er spanische Exilanten des Franco-Regimes betreute. Nach seiner Rückkehr nach Spanien begann er, sich für die Sorgen und Nöte der über Tanger kommenden afrikanischen Migranten zu interessieren.

Sein „Verbrechen“ besteht schlicht und ergreifend darin, unter den Tausenden illegaler Bootsflüchtlinge, die Jahr für Jahr an den Stränden von Tarifa landen, denen zu helfen, die seiner Meinung nach am nötigsten Hilfe brauchen – den Frauen, vor allem denjenigen, die schwanger oder mit kleinen Kindern ankommen. Er gibt ihnen Essen und bietet ihnen Unterkunft in zwei kleinen Wohnungen, die der Kirche gehören und von der Wohltätigkeitsorganisation Casa Familiar Virgen de La Palma betreut werden.

Alles begann am 24. Juni 2000, als ihn die Polizei von Algeciras in ihrer Verzweiflung um Hilfe bat. In dieser Nacht waren Hunderte illegaler Flüchtlinge gestrandet. Die ersten Flüchtlingsboote waren 1989 gekommen, aber einen solchen Ansturm hatte es noch nie gegeben. Keiner wusste, was zu tun war, weder das Rote Kreuz noch die Polizei waren auf diese Situation vorbereitet. Das Flüchtlingslager in Gibraltar konnte so viele Menschen nicht fassen. Und so riefen sie mitten in der Nacht bei Pater Isidoro an und baten ihn um Kleidung für die Menschen. Dann tauchten sie mit sieben Frauen bei ihm auf, von denen zwei schwanger waren und eine ein Baby bei sich hatte. Isidoro brachte sie unter. Und seither hat er keinen Moment Ruhe gehabt. Mit den Flüchtlingsbooten kamen immer mehr schwangere Frauen oder Mütter mit Kindern, und weil die Polizei keine andere Möglichkeit sieht, ist es zur Gewohnheit geworden, sie zu Pater Isidoro zu bringen, dem „Padre Pateras“ – dem „Flüchtlingsbootpater“.

In seinen beiden Wohnungen hat er in den letzten drei Jahren mehr als 130 schwangere Frauen und Mütter mit Neugeborenen beherbergt. Zur Zeit leben

fünfzehn junge Nigerianerinnen in den Häusern der Calle Playa Victoria in Algeciras. Zusätzlich zu diesen Wohnungen besitzt die Katholische Kirche von Andalusien noch eine Wohnung in Tarifa und fünf in der Gegend um Cádiz, in denen schwangere Frauen und Mütter aus dem subsaharischen Afrika untergebracht sind.

„Ich helfe allen, die Hilfe brauchen“, erklärt der Pater, „ohne zu fragen, ob sie Christen, Moslems oder Atheisten sind. Ich will auch nicht wissen, ob die Geschichten, die sie mir erzählen, wahr sind oder nicht, und nicht, was sie mit ihrem Leben anfangen, nachdem ich ihnen geholfen habe“.

Die meisten der gestrandeten Frauen erzählen, sie seien verheiratet, der Ehemann sei in Nigeria geblieben und sie hätten nicht gewusst, dass sie schwanger waren, als sie aufbrachen. Aber Isidoro macht sich keine Illusionen. „Sie kommen schwanger hier an, weil sie erfahren haben, dass das die einzige Chance ist, nicht wieder aus Spanien ausgewiesen zu werden. Da das Kind auf spanischem Boden zur Welt kommt, hat es automatisch ein Bleiberecht. Ist es dann hier angemeldet, wird ein Stammbuch mit dem Namen der Mutter und des Vaters ausgestellt. Mit diesem Stammbuch erhält die Mutter als einzige Angehörige des Kindes ebenfalls für sechs Monate das Bleiberecht. Innerhalb dieser Zeit kann sie mit dem Stammbuch und einem Pass, den ihr jemand aus Nigeria nachschickt, eine Aufenthaltsgenehmigung beantragen. Im nächsten Schritt kommt dann der angebliche Ehemann nach, der es dann leichter hat, seinen Status zu regeln.“

All das weiß Pater Isidoro, aber er weiß noch mehr. Die Frauen erschleichen sich nicht nur durch eine Schwangerschaft das Bleiberecht in Europa, auch ihre „Ehen“ sind in den meisten Fällen vorgetäuscht. „Sie sind nicht verheiratet. In Tanger suchen sie sich jemanden, der mit ihnen schläft und sie schwängert. Das gehört zum von den Schleusern organisierten Programm.“

Was Pater Isidoro nicht ausspricht, obwohl er sich dessen zweifellos bewusst ist: Er selbst ist Teil dieses Programms. Die schwangeren Frauen in den Flüchtlingsbooten haben nichts weiter bei sich als Telefonnummern der

europäischen Kontakteute der Schleuser und einen Zettel mit einem Namen - Padre Pateras.

„Sie sagen nie die Wahrheit. Man wird zum Beispiel nie erfahren, wie viel sie an die Schleuser bezahlt haben. Aber es ist viel Geld. Deshalb sage ich immer, dass nicht die Ärmsten Afrikas hier ankommen. Die kommen dort nicht weg. Aber diese Fragen interessieren mich nicht. Wer mich um Hilfe bittet, dem gewähre ich sie.“

Für die Frauen in den Häusern an der Calle Playa Victoria ist Isidoro ein echter Vater. Er schaut mehrmals täglich bei ihnen vorbei, begleitet sie ins Krankenhaus oder zur Suppenküche und achtet darauf, dass ihre Babys die Gesundheitsvorsorge erhalten. Nachdem er sie monatelang beherbergt und ihnen eine Aufenthaltserlaubnis besorgt hat, hilft er manchen von ihnen, Arbeit zu finden. Die meisten Frauen aber sehen zu, dass sie allein zurechtkommen, sobald sie eine Aufenthaltserlaubnis haben.

„Es ist traurig, aber achtzig Prozent von ihnen enden in der Prostitution, wenn sie hier weggehen“, gesteht Isidoro.

Und die Kinder? Wo bleiben die? „Viele von ihnen landen in kirchlichen Einrichtungen, die sich dann um eine Adoption bemühen. Andere verschwinden mit ihren Müttern, und wir sehen sie nie wieder.“

Es ist bekannt, dass in den letzten drei Jahren viele Nigerianerinnen ihre Babys in die Obhut von Familien aus Algeciras gaben, die sie dann häufig großzogen und sogar taufen ließen, als wären es ihre eigenen Kinder. Andere Kinder hingegen, so wird vermutet, wurden misshandelt oder – wenn die Mütter sie entgegen der Abmachung nicht wieder abholten – an staatliche Einrichtungen gegeben. Wieder andere wurden von ihren Müttern von einem Tag auf den anderen „geraubt“, ohne dass man in Erfahrung hätte bringen können, wohin sie gebracht werden, unter welchen Bedingungen sie leben und was die Mutter zu dieser Tat bewogen hat. In diesen Fällen konnte weder Anzeige erstattet noch die Nigerianerin verhaftet werden, da die gesamte „Adoption“ illegal verlaufen war.

Die Abmachungen zwischen den Nigerianerinnen und den „Adoptivfamilien“ wurden privat und ohne Einflussnahme oder Kontrolle seitens der Behörden getroffen – zweifellos in Pater Isidoros Unterkünften.

Nach den Ermittlungen von Sozialarbeitern, Menschenrechtsorganisationen und spanischen Journalisten kam der Verdacht auf, einige der Babys seien verkauft worden und daraus sei ein regelrechter Kinderhändlering entstanden. Seither hat Isidoro die privaten „Adoptionen“ verboten.

„Ich sage den Leuten immer wieder, dass diese Kinder keine Puppen sind, mit denen man spielt. Wenn sie den Migranten helfen wollen, dann sollen sie auch den Müttern helfen, spenden oder ihnen Arbeit geben“, erklärt der Pater, der inzwischen eine Unterstützerwebseite eingerichtet hat (www.padrepatera.net).

„Papa, Papa“. Sobald Isidoro eine der Wohnungen in der Calle Playa Victoria betritt, ist er von jungen Frauen umringt. „Papa, gib mir Geld.“ „Papa, mein Baby hat Durchfall.“ „Kann ich ins Café gehen, Papa?“

Der Pater inspiziert die Räume, mahnt hier und da zu Ordnung und Sauberkeit, hört sich Probleme an, erteilt Anweisungen. Manchmal begleitet er die Frauen zum Supermarkt oder zur Apotheke. Da sie keine Ausweispapiere haben, ist es für sie nicht ratsam, allein durch die Stadt zu laufen. „Ich will nicht, dass ihr weiter geht als bis ans Ende der Straße, verstanden? Das ist sehr gefährlich“, warnt der Pater Elly, eine neunzehnjährige magere, aber wohlproportionierte, über einen Meter achtzig große Nigerianerin in aufreizend enger Kleidung. „Wenn du Destiny ins Krankenhaus bringen musst, gehe ich mit dir. Ich habe gehört, du hättest versucht, allein hinzugehen. Tu das nie wieder.“

„Ja, Papa.“

Einmal trat, als wir gerade mit Glória und Sucess aus dem Gesundheitszentrum kamen, ein Bettler mit einem Zettel in der Hand auf Isidoro zu und bat ihn um Geld, offensichtlich für Drogen. Der Pater stieß eine seiner politisch unkorrekten Maximen hervor: „Die Drogenabhängigen sollten alle verrecken“, und ging schneller.

„Es ist eine Schande!“, schrie der Obdachlose. „Jeder weiß, was in diesen Häusern geschieht! Es ist eine Schande!“ Der Pater sah sich nicht um, sondern lief immer schneller die Straße hinunter; es sah aus, als wäre er auf der Flucht. Und der Obdachlose, zerlumpt und bleich wie ein armer Irrer, schrie wie ein wiederauferstandener Savonarela „Es ist eine Schande!“

Padre Pateras fühlte sich erst sicher, als er im Haus in der Calle Playa Victoria angekommen war.

„Das Gute ist blind, taub und stumm. Es kennt weder Rasse noch Religion, und es stellt keine Fragen“, pflegt er zu sagen.

Wir fragen Elly, ob sie wirklich versucht hat, mit Destiny allein ins Krankenhaus zu gehen. Sie antwortet unschuldig lächelnd, sie habe das Haus nie verlassen, sie habe in Nigeria geheiratet, ihr Ehemann lebe in Italien, und sie träume von einem Job als Verkäuferin, um Destiny eine gute Ausbildung zu ermöglichen ... Ihr Gesichtsausdruck wechselt erst, als wir Missnana erwähnen.

„Du weißt, was Missnana ist?“, fragt sie überrascht und senkt plötzlich ihre tiefe, raue Stimme. Die erschrockene Schärfe in ihrer Frage verleiht dem Namen eine neue Dimension des Schreckens. „Missnana“, murmelt sie nachdenklich, als zerschmettere dieses Wort mit einem Schlag alle Unschuld dieser Welt.

„Missnana“, wiederholt Elly geheimnisvoll, schlank und schwarz wie eine Priesterin der Osiris, und es ist, als ob ringsum alles zu Eis erstarrte. „Pssst.“ Sie bedeutet uns, das Thema zu wechseln, weil der Pater in der Nähe ist, und der darf davon nichts wissen. Er muss davor geschont werden, damit er weiterhin Gutes tun kann. Das Gute ist eine Treibhauspflanze; außerhalb des Paradieses gedeiht sie nicht.

Hunderte riesiger weißer, skelettartiger Windräder drehen sich auf Hügeln und Dünen, soweit das Auge reicht. Diese Landschaft himmlischer Harmonie, der Windpark von Tarifa – das ist es wohl, was die als erstes sehen, die übers Meer kommend in einem Flüchtlingsboot hier landen.

Heute liegt Nebel über dem Meeressaum, den Wetterkundigen zufolge ein Zeichen dafür, dass der seit Wochen wehende Levante umschlagen wird.

„Morgen, spätestens übermorgen werden die Flüchtlingsboote anlegen“, prophezeit Juan Antonio Fernández, Migrationsbeauftragter des Roten Kreuzes in Tarifa. Bei Wind ist das Abenteuer zu riskant, und deshalb warten jetzt an der Küste von Tanger schon mehrere Boote ungeduldig auf die Gelegenheit, die Meerenge zu überqueren. „Es werden sicher Dutzende von ihnen auftauchen“, sagt Juan Antonio. „Früher kamen sie bei Wind und Wetter. Jede Woche starben Leute in der Meerenge. Inzwischen sind sie vorsichtiger.“

Juan Antonio muss rund um die Uhr per Handy erreichbar sein. Wenn die Polizei irgendwo vor der sechzig Kilometer langen Küste von Tarifa ein Flüchtlingsboot entdeckt, ruft sie ihn an, und innerhalb weniger Minuten trifft ein Team des Roten Kreuzes vor Ort ein. „Auf den Booten gibt es immer viele Verletzte; die meisten sind unterkühlt oder haben von dem Gemisch aus Treibstoff und Salzwasser schwere Verbrennungen erlitten.“

Laut den Statistiken des Roten Kreuzes landeten im Jahr 2002 an der Küste von Tarifa 3.763 illegale Bootsflüchtlinge. 2.709 wurden medizinisch versorgt, zwanzig waren bei der Ankunft bereits tot. 2.005 dieser Migranten kamen aus dem subsaharischen Afrika, darunter 850 Frauen. Von diesen wiederum waren 152 schwanger, 37 weitere hatten Babys dabei.

„Die Anzahl der Schwangeren und Babys steigt von Jahr zu Jahr. 2003 hatten wir bereits neun Schwangere und acht Babys mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres.“ Und das hat dem Beauftragten des Roten Kreuzes zufolge eine logische Erklärung: Bis vor kurzem wurden die Migranten aus dem subsaharischen Afrika zunächst in einem Flüchtlingslager untergebracht und dann freigelassen, da Spanien mit den Herkunftsländern dieser illegalen Einwanderer, anders als mit Marokko, keine Auslieferungsabkommen unterzeichnet hat. Heutzutage aber werden sie (illegalerweise, wie Juan Antonio betont) alle ausgewiesen – mit Ausnahme der Schwangeren. „Die spanische Gesetzgebung verbietet die Ausweisung von Frauen ab dem sechsten Schwangerschaftsmonat oder von Müttern Neugeborener. Deshalb haben wir inzwischen Hunderte dieser Fälle pro Jahr. Und es werden fraglos mehr werden. Wenn früher ein Flüchtlingsboot anlegte, bot sich uns immer das gleiche Bild: Die

Marokkaner flohen über den Strand, weil sie wussten, dass ihnen bei einer Festnahme unweigerlich die Ausweisung drohte. Die Flüchtlinge aus dem subsaharischen Afrika blieben einfach sitzen und warteten auf die Polizei. Jetzt rennen auch sie, nur nicht die Schwangeren.“

Tanger. Aus den kleinen Pensionen im Souk, den Notunterkünften der Nonnen von Kalkutta, von den Caféterrassen am Hafen sind die „Schwarzen“ verschwunden. Früher waren es Tausende, jetzt gibt es nicht einen mehr, und niemand verliert ein Wort darüber. Es ist, als wären sie alle ausgerottet worden und jeder sei damit einverstanden oder habe sogar dazu beigetragen. „Die Polizei fing an, in den Pensionen und Häusern Razzien zu veranstalten“, erzählt uns Pura, eine Spanierin, die bei den Nonnen in der Nothilfe für die subsaharischen Migranten arbeitet. „Nacht für Nacht wurden sie zu Dutzenden verhaftet. Es kam zu äußerst gewalttätigen Szenen, es war eine regelrechte Hetzjagd.“

Unter den Marokkanern ist das Thema „Schwarze“ tabu. Die Behörden haben so wüste Geschichten über sie verbreitet, dass die Leute sogar Angst haben, zuzugeben, welche gesehen zu haben. Nachdem sie nicht nur von der Polizei, sondern auch von den Einwohnern Tangers gejagt wurden, sind die Afrikaner inzwischen zu ihrem eigenen Schutz dazu übergegangen, den Hass zu nutzen, den sie wecken. Rund um ihren derzeitigen Zufluchtsort, den Wald von Missnana, haben sie eine Art Schutzwall aus Feindseligkeit errichtet.

„Man kann dort nicht hingehen. Sie sind so verzweifelt, dass sie jeden angreifen, der sich ihnen nähert“, berichtete uns ein in Marokko lebender Journalist. Die Leute von Ärzte ohne Grenzen erklärten auf Anfrage, dass sie nicht nach Missnana gehen, weil es zu gefährlich sei. Und als wir einen Taxifahrer baten, uns hinzubringen, setzte er uns bei einem Golfplatz ab. „Hier ist es!“ Als wir ihn aufforderten, weiterzufahren, in die Berge hinein, wurde er nervös. „Ich war noch nie hier. Für weniger als zweihundert Euro fahre ich keinen Meter weiter. Es ist zu gefährlich, das ist das Gebiet der Schwarzen ...“ Den Rest des Weges mussten wir zu Fuß zurücklegen.

Der Wald von Rah Rah bedeckt zwei Berghänge. Wir blicken uns um. Es ist niemand zu sehen, und nichts ist zu hören als ein Windhauch in den Pinien. Am Fuß des ersten Berges liegt ein Dorf – Rah Rah. Dorthin kommen die „Schwarzen“, um Essen zu erbetteln, normalerweise freitags, wenn die Moslems barmherziger gestimmt sind.

Wir dringen in den Wald ein. Bei uns ist Ahmed, der zwischen den beiden Bergen ein Stück Land mit Bienenstöcken besitzt. Unser erster – furchteinflößender und zugleich lächerlicher – Eindruck ist, in einen Dschungel voller Gefahren vorzudringen, in dem wir jeden Augenblick von Eingeborenen mit vergifteten Pfeilen angegriffen werden können.

„Sie sind überall“, sagt Ahmed. „Sie leben hier verstreut, zu Tausenden, in Büschen und Wildschweinkuhlen. Einmal wollte ich Vorrat holen, den ich in einem Erdloch aufbewahrt hatte, und sah, dass sich da drinnen etwas bewegte. Es war eine Frau, die vollkommen verängstigt wirkte. Ich sagte 'Entschuldigen Sie bitte.' Ich habe nie Schwierigkeiten mit ihnen gehabt. Sie tun niemandem etwas zuleide. Sie haben nur Angst, weil die Marokkaner sie schlecht behandeln.“

Auf einer Lichtung im Wald gibt es eine Quelle, und dort sehen wir die ersten Nigerianer, einen Jungen und zwei sehr hübsche Mädchen. Eines von ihnen ist stark geschminkt. Man könnte meinen, sie kämen gerade aus der Disko und nicht aus einer Wildschweinkuhle. Wie alle sind sie zum Wasserholen gekommen. Manchmal baden sie hier nackt, Männer und Frauen, zur Entrüstung der Marokkaner. „Sie sind kein Moslems, keine Christen und auch keine Juden, sie sind wie Tiere“, erklärt Ahmed, ohne das abfällig zu meinen. „Sie essen alles, fangen Hunde und Katzen. Deshalb sind sie so stark.“

„Ja, es geht uns gut. Es gibt doch kein Problem, oder?“, fragt der Nigerianer, halb neugierig, halb besorgt.

Wir dringen noch ein wenig tiefer ins Dickicht vor, und endlich sehen wir sie in kleinen Gruppen durch das Unterholz streifen. Auf dem Berggipfel sind mehrere „Schwarze“ als Wachen postiert. „Wenigstens einmal pro Woche kreuzt die Polizei hier auf“, berichtet uns der Nigerianer Solomon später auf dem anderen

Berggipfel. „Sie stürmen wie besessen in den Wald. Wir versuchen zu fliehen, uns zu verstecken, aber sie fangen immer Dutzende von uns. Die schlagen sie dann, und manchmal töten sie sie auch. Und sie nehmen viele Gefangene mit und deportieren sie. Nicht in ihre Heimatländer, sondern in das Grenzgebiet zu Algerien, eine unwirtliche Gegend, aus der man nicht mehr wegkommt. Dort, mitten in der Wüste, verhungern Tausende von Menschen.“

Der dreiundzwanzigjährige Solomon brauchte einen Monat von Nigeria bis Marokko. Von der Grenze bis Tanger ist er fast die ganze Strecke gelaufen. Nun ist er seit einem Jahr in Missnana. Das nur wenige Kilometer von hier gelegene Europa rückt für ihn in immer weitere Ferne. Sein Alltag ist vom Kampf ums Überleben bestimmt. Aber er hat nicht die Absicht aufzugeben. „Die Menschen in den reichen Ländern haben keine Ahnung, wie das Leben in Afrika ist. Sie verstehen nicht, dass uns nichts anders übrig bleibt, als die Flucht zu wagen.“ Am Fuß des anderen Hanges stoßen wir auf eine Quelle. Nun sind wir im Herzen von Missnana. Dutzende „Schwarze“ treffen sich hier zum Baden und Wäschewaschen. Nachdem das anfängliche Misstrauen überwunden ist, wollen alle reden, ihre Geschichte erzählen. Sie zeigen uns Wunden, Krankheiten, kaputte Schuhe, zerfetzte Kleidung.

„Weiß die Welt überhaupt, dass wir hier sind?“, fragt der neunundzwanzigjährige Jonathan. „Lebt in Europa irgendjemand im Unterholz? Weiß die Welt, dass wir hungern? Dass wir hier im Winter Regen und Kälte schutzlos ausgeliefert sind? Dass wir gejagt und getötet werden?“

Der sechszwanzigjährige Benjamin wäscht seine Wäsche. „Ich habe schon mehrere tausend Euro bezahlt, um hierher zu gelangen. Jetzt habe ich kein Geld mehr. Ich brauche zweitausend Euro, habe aber nur fünfhundert. Niemand wird mir den Rest geben. Nur die Frauen schaffen es ... aber sie müssen schwanger sein, und anschließend müssen sie sich prostituieren, um das Geld zurückzuzahlen. Ich werde mein ganzes Leben hier bleiben müssen. Bitte nehmt mich mit, versteckt mich irgendwo ... Nehmt mich mit.“

„Ich weiß, wenn ich erst in Europa bin, kann ich alles schaffen“, sagt Jonathan. „Ihr Christen glaubt doch an den Himmel, oder? Nun, für mich ist Europa der Himmel.“

Jeden Tag werden an den Stränden von Tanger Dutzende von Leichen angeschwemmt. Die „Schwarzen“ wissen sehr wohl, dass die Schleuser, nachdem sie die „Fahrscheine“ kassiert haben, oft mit ihnen in die Mitte der Meerenge hinausfahren und sie dort ins Wasser werfen. Oder sie fahren ein wenig herum, landen dann wieder in Marokko und behaupten, das sei Europa. Auch stürmen Gruppen von Marokkanern regelmäßig den Wald, um „Schwarze“ zu töten. Sie hassen sie, weil sie die Polizei in die Gegend gebracht und so den Frieden der kleinen Kiffergemeinden gestört haben, oder weil sie sie zu Sündenböcken für alles Schlechte machen.

Es sind Tausende, und sie sind ausgeliefert, ein unerschöpfliches Reservoir an Opfern unsäglicher, ungestrafter, schamloser Willkür. Was täten sie nicht, um Missnana zu entfliehen?

Es ist Abendessenszeit im Haus in der Calle Playa Victoria. Die Frauen geben ihren Babys die Flasche oder Brei. Kaum eine stillt. Sie wollen unabhängig sein, ihre Kinder bei den anderen lassen können. Glória, Elly, Carol, Cindy und Julet laufen barfuß und halbnackt durch das Haus. Sie reden laut und lachen selten. Die Stimmung ist gedrückt. Überall herrscht ein heilloses Durcheinander. Die Kinder liegen in den Betten oder spielen auf dem Fußboden; sie sind schmutzig. Sucess, Destiny, Lucky, Biggy, Blessing...

Als es dunkel wird, stehen Elly und zwei weitere Nigerianerinnen an der Haustür, gekleidet und geschminkt, als gingen sie zu einer Party. „Wir gehen in die Stadt, einkaufen“, erzählt uns Elly.

„Steigt in den Wagen, wir nehmen euch mit.“ Wir fahren sie in die Stadt, sie sind unentschlossen und nervös. „Hier an der Bushaltestelle steigen wir aus.“ Dann gehen sie zweimal die Straße auf und ab und machen Anstalten, in den Bus nach Málaga zu steigen. Wir laufen ihnen nach: „Wo fahrt ihr hin?“

Elly versucht, sich zu rechtfertigen: „Wir kaufen in Málaga ein ... Aber ich bleibe hier ... Ich esse mit dir zu Abend ...“ Der Bus fährt mit den anderen beiden ab. Elly versucht zu telefonieren, sie will uns in unser Hotel begleiten, ist unruhig, verzweifelt. „Ich will mich mit meinen Freundinnen treffen ... Ich gehe ...“ „Aber du kannst hier nicht einfach so herumlaufen, du hast keine Papiere ...“ „Ich habe ein Baby, mir können sie nichts tun.“ In ihrer Hand hält sie eine Fahrkarte nach San Pedro de Alcántara umklammert, einem Touristenort an der Straße nach Málaga, in der Nähe von Marbella und Fuengirola. „In Ordnung, wir fahren dich hin.“

Sie sitzt stumm auf der Rückbank, die Lichter der Restaurants und Clubs entlang der Straße nach Marbella huschen über ihr hübsches, verängstigtes Kindergesicht. „Wir wollen in Málaga afrikanisches Essen kaufen, das gibt es in Algeciras nicht“, sagt sie uns.

„Lebensmittel kaufen – mitten in der Nacht?“

„Wir kaufen sie bei einer Freundin zu Hause ...“

„Schlauft ihr auch dort?“

„Ja, und morgens früh um sieben nehmen wir den Bus zurück ...“

Trotz der rituellen Narben auf ihren Wangen wirkt Elly wie ein verstörtes kleines Mädchen, als sie uns schließlich gesteht, dass sie doch nicht verheiratet ist, dass sie sich hat überreden lassen, schwanger zu werden, dass sie Freunde in Italien und Deutschland hat, aber darüber nicht reden darf ...

Elly wird ihre Freundinnen in San Pedro an der Straße nach Marbella treffen. „Ja, in dieser Gegend gibt es schon lange Prostitution, vor allem Schwarze. Die Autos halten an, und sie steigen ein“, erzählt uns ein Kellner in einem Café am Straßenrand. „Sehen Sie: Was habe ich Ihnen gesagt? Diese da, zum Beispiel!“, sagt er, als Elly und ihre Freundinnen ins Café kommen, um Telefonkarten für Italien, Marokko oder Nigeria zu kaufen.

Stunden später fahren wir mit dem Auto die Landstraße entlang und halten an der Stelle, wo die drei Nigerianerinnen neben einem Müllcontainer sitzen. Sie

kommen mit einem schaurigen Lächeln auf uns zu, bevor sie bemerken, wer im Wagen sitzt.

Elly nimmt Destiny auf den Schoß und küsst sie. Es ist kein verlogener, kein Judaskuss, er ist rein, menschlicher als das Leben. Als wäre Elly nicht die Mutter, sondern die Tochter und bäte Destiny, sie gehen zu lassen.

Aus: Pública, Beilage zu Público, Lissabon, August 2003

Aus dem Portugiesischen von Kirsten Brandt